

Hofmannsthals „Jedermann“, Goethes „Torquato Tasso“, bei Chor- und Orchesterdarbietungen). Der Unterricht fand in Distanz zur aktuellen Politik statt, beinhaltete aber Geschichte als verbindliches Prüfungsfach im Mündlichen mit einem breiten Themenfeld. „Horizontenerweiterungen“ erfuhren damit die Schüler in beachtlichem Maße. Für die Abiturientin Doris Knab (Abitur 1948) war die Schule „im allgemeinen Elend ... etwas ganz Herrliches“. Die Abi-Zeitung zeichnete sich durch Witz und spielerischen Umgang mit erworbenen Bildungsinhalten aus („Von diu lêrer“).

Manche Lehrer waren prägend für das ganze zukünftige Leben. Der Philologe Wiedenhöfer (geb. 1895) gehörte dazu, er muss Schüler fasziniert haben („the king“). Volker Schäfer widmet ihm deshalb eine ungewöhnlich intensive Recherche (S. 314–342!). Dessen „erstes Leben“ war den Schülern vollkommen unbekannt geblieben (Korporationsstudent beim „Luginsland“ in Tübingen 1913, Kriegsfreiwilliger 1914, schwere Verwundung 1916, Frontoffizier, EK II und EK I, erneuter Kriegseinsatz ab 1939, keine NSDAP-Parteimitgliedschaft). In seinem „zweiten Leben“ wurde er von den Oberstufenschülern als „kontaktfreudiger, sprachkundiger Westeuropäer“ wahrgenommen, der streng und anspruchsvoll seine Fächer Deutsch, Englisch und Französisch unterrichtete und es dabei verstand, auch den „Lebensraum“ dieser Länder lebendig werden zu lassen. Bei seiner Verabschiedung 1957 zollte ihm ein Studienreferendar Bewunderung mit einer Laudatio, die den Geist einer traditionellen höheren Bildungsanstalt widerspiegelt: „Herr W. ist eine Persönlichkeit – und, da jede Persönlichkeit ihrem Wesen nach erzieherisch wirkt, Erzieher nach Beruf wie Leidenschaft, begabt mit den Grundtugenden des pädagogischen Eros, durch bewundernswerte Belesenheit und ein aktives Gedächtnis ausgezeichnet. Voilà un homme!“

Dass der Autor von diesem gymnasialen Bildungsniveau entscheidend geprägt worden ist, verdeutlicht er auch mit dem Abdruck eines Rilke-Gedichts – „Nicht Geist, nicht Inbrunst wollen wir entbehren“ –, das während der Schlussfeier dieser Tuttlinger Klasse am 10. April 1954 zusammen mit anderen kulturellen Darbietungen vorgetragen wurde. Schäfers unaufdringliches, aber nicht zu übersehendes Plädoyer für ein anspruchsvolles allgemeinbildendes Gymnasium, dem Lehrerpersönlichkeiten deutliches Profil verleihen, zieht sich wie ein roter Faden durch den gesamten Text.

Die faszinierende Studie zeigt, wozu diese Schülergeneration befähigt wurde: Übernahme von Verantwortung in qualifizierten Berufen, um in der Nachkriegszeit eine „Modernisierung unter konservativen Auspizien“ in Gang zu setzen und in einem jahrzehntelangen gesellschaftlichen Prozess am Aufbau einer „geglückten Demokratie“ (Edgar Wolfrum) entscheidend mitzuwirken.

Rolf Königstein

Reinhild KREIS, Orte für Amerika, Deutsch-Amerikanische Institute und Amerikahäuser in der Bundesrepublik seit den 1960er Jahren (Transatlantische historische Studien Bd. 44), Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2012. 425 S., 19 s/w Abb. ISBN 978-3-515-10048-9. € 56,-

In zahlreichen Städten der Bundesrepublik wurden nach dem Zweiten Weltkrieg Amerikahäuser durch die USA eingerichtet. Galt es zunächst, die Deutschen zur Demokratie zu erziehen („reeducation“) und Sympathien für die Politik und die Werte der amerikanischen Politik zu vermitteln, so verfolgten die Amerikahäuser im Zuge des Ost-West-Konflikts das Ziel, das westliche Bündnis zu stabilisieren und die deutsche Bevölkerung von der US-Außenpolitik zu überzeugen. Seit Mitte der 80er Jahre zogen sich jedoch die USA weitgehend aus der Finanzierung zurück, was zur Schließung zahlreicher Häuser führte. Aufgrund ih-

rer wichtigen kulturellen Bedeutung vor Ort beschlossen Bund, Länder und Kommunen, immerhin 12 Amerikahäuser bzw. Deutsch-Amerikanische Institute zu erhalten, allein in Baden-Württemberg sind es vier, nämlich in Stuttgart, Tübingen, Heidelberg und Freiburg.

In ihrer 2009 an der Universität München abgeschlossenen Dissertation untersucht Reinhold Kreis die Amerikahäuser bzw. Deutsch-Amerikanischen Institute im Zeitraum zwischen 1960 und 1985. Aus der Vielzahl von Aspekten der deutsch-amerikanischen Beziehungen beschäftigt sich diese Arbeit mit dem konkreten lokalen Beispiel der Amerikahäuser. 1953 wurde die USIA (United States Information Agency) gegründet, die weltweit für die auswärtige Informations- und Kulturpolitik der USA zuständig war. In den einzelnen Ländern fungierte als Außenposten der USIS (US-Information Service). Tatsächlich versuchten die USA in jährlichen, so genannten „Country Plans“, über die Programmgestaltung der Amerikahäuser konkreten Einfluss auf die öffentliche Meinung zu nehmen.

Als allerdings die USA in den 60er Jahren ihre finanziellen Beiträge deutlich reduzierten, wurden aus den Amerikahäusern „binationale“ Institutionen. Schon damals leisteten Bund, Länder und Kommunen erhebliche Zuschüsse, um die Häuser zu erhalten. Dies spiegelte sich auch in der Namensgebung: viele Amerikahäuser wurden in „Deutsch-Amerikanische Institute“ umbenannt. Waren für den Bund eher außenpolitische Gründe maßgebend, so ging es den Ländern und Kommunen vor allem um die Rolle als Kulturveranstalter, dies bedeutete aber auch, dass diese Institute immer wieder zum Thema kommunalpolitischer Diskussionen wurden, an denen sich wiederum auf der lokalen Ebene das deutsch-amerikanische Verhältnis ablesen ließ.

Gegenstand dieser Untersuchung sind vor allem die Amerikahäuser bzw. Deutsch-Amerikanischen Institute in Tübingen, Nürnberg, Heidelberg, Regensburg, Freiburg, München und Frankfurt. Gerade das Beispiel Tübingen zeigt, wie stark das dortige Deutsch-Amerikanische Institut mit der Region vernetzt war. Im Trägerverein waren nicht nur Stadt und Universität Tübingen vertreten, sondern auch sieben Landkreise, zahlreiche weitere Stadtverwaltungen und 13 Volkshochschulen (S. 304). Allerdings stellte diese Konstellation eher eine Ausnahme dar. Tatsächlich war die Stellung der Amerikahäuser in der lokalen Kulturpolitik sehr unterschiedlich, ihre Position in der Kulturarbeit sieht die Autorin zwischen „Konkurrenz und Kooperation“. Auch außerhalb der Kommunen fanden die Amerikahäuser vielfältige Kooperationspartner, zu ihnen zählten auch Universitäten, Organisationen, die sich der europäischen Einigung und der Pflege der transatlantischen Beziehungen widmeten, die Bundeswehr und schließlich auch die Gewerkschaften.

Eingehend beschäftigt sich die Autorin in ihrem Kapitel „Darstellen und deuten“ damit, ob sich die amerikanische Außen- und Innenpolitik dem deutschen Publikum vermitteln ließ oder eben nicht. Als spannend erweisen sich dabei insbesondere diejenigen Themen, die in der bundesdeutschen Öffentlichkeit kontrovers diskutiert wurden, wie z. B. dem Vietnamkrieg, aber auch Jugendprotest oder Drogenkonsum. Gerade während des Vietnamkriegs versuchte die USA durch ihre auswärtige Kultur- und Informationspolitik, einen stärkeren Einfluss auf die öffentliche Meinung zu nehmen, „das Budget der USIA [stieg] in ungeahnte Höhen“, um den Verbündeten die Position der USA zu erklären; „doch Erfolge waren kaum zu vermelden“, wie die Autorin feststellt. Vielmehr gerieten die Amerikahäuser verstärkt in die Schusslinie einer kritischen Öffentlichkeit, ohne dass sie aus den USA entsprechend unterstützt wurden.

Im Gegenteil: Die Amerikahäuser wurden Ende der 60er und Anfang der 70er Jahre im Zusammenhang mit dem Vietnamkrieg verstärkt „Orte des Protests und der Kritik“. Am

Anfang standen Eierwürfe gegen das Berliner Amerikahaus im Februar 1966. In den folgenden Jahren folgten zahlreiche Demonstrationen und andere Aktionen, wie z. B. Störungen von Veranstaltungen bis hin zu Sachbeschädigungen. Dabei richtete sich die Kritik nicht primär gegen die Tätigkeit der Amerikahäuser selbst, vielmehr wurden sie zur Projektionsfläche für die US-Politik. Zwar verurteilten die Politik und die Medien diese Angriffe einhellig, andererseits aber wuchs in der Öffentlichkeit die Kritik am Vietnamkrieg. Die Friedensbewegung der frühen 80er Jahre suchte sich hingegen andere Orte, um gegen die Aufstellung amerikanischer Mittelstrecken-Raketen zu protestieren. Die Protestaktionen fanden nicht mehr vor den Amerikahäusern statt, sondern an den konkreten Stationierungsorten.

Erfolgreicher erwiesen sich die Amerikahäuser bzw. Deutsch-Amerikanischen Institute hingegen bei anderen Themen, beispielsweise bei der Darstellung der Bürgerrechtsbewegung zur Gleichstellung der Schwarzen. Auf großes Interesse stießen schließlich Veranstaltungen zur Zukunft von Städtebau und Umweltschutz, galten doch die USA als „Laboratorium der Moderne“, wo sich künftige positive wie negative Entwicklungen der eigenen Gesellschaft ablesen ließen. Schließlich analysiert die Autorin auch das Konzert- und Filmprogramm und stellt dabei fest, dass ein überwiegend klassisch-bildungsbürgerliches Programm angeboten wurde und alles vermied, was irgendwie „Anstoß erregen konnte oder mit jugendlicher Rebellion, ... und einem von außen inspirierten Wertewandel ... konnotiert wurde“ (S. 290).

Dass die Programmgestaltung durchaus auch Konfliktpotential beinhaltet, zeigen die Auseinandersetzungen um das Programm des Amerikahauses Tübingen zwischen 1973 und 1977. Der USIS übte zunehmend Kritik am Monatsprogramm, da es ihm zu „Amerika-kritisch“ erschien. Die Verantwortlichen verwiesen hingegen auf den starken Mitgliederstamm und das kritische Publikum vor Ort. Schließlich führte aber dieser Konflikt 1977 auf Betreiben des USIS zur Entlassung des Direktors Robert Asch (S. 163 ff.). Leider erfährt man zu wenig darüber, inwieweit es zu Auseinandersetzungen mit den Mitgliedern des Trägervereins kam.

Zusammenfassend sieht die Autorin die Entwicklung der Amerikahäuser durchaus als symptomatisch für das deutsch-amerikanische Verhältnis an, das sie als ein Spannungsfeld zwischen „Leadership“ und „Partnership“ charakterisiert. Zu den erfolgreichen Projekten zählt sie z. B. die Etablierung der Amerikanistik an den deutschen Universitäten sowie eine stärkere Akzentuierung Amerikas im Schulunterricht. In der zunehmenden deutschen Beteiligung bis zur völligen Selbstübernahme der Deutsch-Amerikanischen Institute erkennt sie einen erfolgreichen „Aneignungsprozess“ und ein Zeichen der deutschen „Selbstintegration“ in die westliche Wertegemeinschaft. Die Arbeit zeigt anschaulich einen konkreten, auf lokaler Ebene sichtbaren Aspekt der deutsch-amerikanischen Beziehungen nach dem Zweiten Weltkrieg und schlägt somit einen interessanten Bogen zwischen globaler und lokaler Geschichte.

Nikolaus Back

Heinrich Preschers Briefe an Justinus Kerner 1812–1824, hg. von Hans KÖNIG, Plaidt: Cardamina 2012. 92 S. ISBN 978-3-86424-072-0. Geb. € 15,-

Stuttgarter Gesellschaft um 1850, Justinus Kerner und Emma von Suckow, Briefwechsel, hg. und mit einem kommentierten Personen-Verzeichnis versehen von Hans-Ulrich SIMON (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart, Bd. 108), Stuttgart: Hohenheim 2012. 2 Bde. 788 S., 805 S. mit einer Beilage. ISBN 978-3-89850-991-6. Geb. € 98,-